

Wilhelm Müller und von Platen.

(Zur Feier deutscher Dichter, Abend XVI, am 27. Februar 1884.)

Wer von den Anwesenden am Vorabende des letzten Reformationsfestes zum ersten male einem unserer Dichterabende beigewohnt haben sollte, findet sich heute vielleicht enttäuscht. Weder haben wir einen Luther zu feiern, noch können wir dieselben äußeren Mittel für die heutige Feier anwenden, noch kann die Wirkung durch die Empfänglichkeit einer solchen Feststimmung unterstützt werden, wie sie damals in der ganzen protestantischen Welt die Gemüter beherrschte. Wenn aber die Auswahl der Gedichte heute nicht gradezu verfehlt sein oder der Vortrag ihnen nicht gar zu wenig gerecht werden sollte, so hoffe ich, dass die Erinnerungen der Lutherfeier kein Hindernis für wohlthuende Eindrücke durch die heute vorzuführenden Dichtungen bilden werden. Ich wenigstens habe bei der eingehenderen Beschäftigung damals mit Luther, jetzt mit W. Müller und Platen dieselbe Erfahrung gemacht, wie im Laufe des vorhergehenden Sommers auf einem andern Gebiete des sich über die Prosa des täglichen Lebens erhebenden Lebensgenusses. Zum erstenmale in meinem Leben hatte ich das Glück, die Alpen zu sehen, das herrliche Innthal von Kufstein bis Innsbruck, so reich an den großartigsten Naturschönheiten wie an den köstlichsten Überlieferungen der Sage und Geschichte, den Brenner, einen Teil des Pustertales, das Ampezzo-Thal mit seinen mächtigen Bergriesen, die mit ihren malerischen und stets unter sich verschiedenen Gestalten um den Vor-

rang streiten, und sogar einen Zipfel italienischen Bodens am Lago di Misurino mit seiner wunderbar großartigen Umgebung. Als ich auf meinem Heimwege von dort noch für einige Tage einen Abstecher in den westlichen Teil des Thüringer Waldes machte, ward ich mit der Frage empfangen, ob ich bei solch jähem Wechsel noch Sinn für die bescheideneren Reize dieser kleinen Berglandschaften haben könne. Der Erfolg entsprach durchaus nicht dieser Befürchtung. Ich fühlte mich durch die besonderen Reize der Thüringer Landschaft ebenso angeheimelt und erquickt, als wenn ich nie einen höheren Berg bestiegen hätte als den gastlichen Inselsberg, nie ein anderes Wahrzeichen einer reichen Vergangenheit gesehen als die Heimstätte der heiligen Elisabeth und des Junkers Jörg.

Nicht bloß der frische Eindruck der letzten Reiseerinnerungen hat diese Erfahrung fast unwillkürlich zur Vergleichung in den Vordergrund gestellt, auch das Bild, in welchem Uhland vor einseitiger Bevorzugung im Genusse der Dichtung warnt:

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald;
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's in allen Zweigen schallt.
Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Über alles deutsche Land.

Wenn wir das Bild des Dichterwaldes uns weiter ausmalen, wo suchen wir die Muse W. Müllers lieber als im Thüringer Walde?

„Die Muse“ sagte ich nach dem üblichen Sprachgebrauche; aber man spricht auch von einem Dichtergenius, und ich weiß nicht, wie es kommt, der Dichtergenius W. Müllers so wie Platens drängt sich meiner Vorstellung als männliches Wesen in einer ganz bestimmten Gestalt auf, seit ich durch die Geburtsjahre dieser beiden Dichter darauf hingewiesen wurde, sie für die chronologische Folge unserer Abende in Einer Feier zu vereinigen, zunächst vielleicht durch den Gegensatz veranlasst. —

Versetzen wir uns in Gedanken in eine Sommerfrische Thüringens. Wir machen nun einen Morgengang durch das „kühle Thal“ nach dem Spießberge, in aller Frühe, um nicht in den Strom der Touristen und Badegäste zu geraten. Da, wo der rauschende Bach durch hineingestürzte Felsstücke zu einem kleinen Absturz gezwungen wird, erblicken wir einen Wanderer, der mit Behagen in die plätschernden Wellen schaut, ein leichtes Ränzchen auf dem Rücken. Sein gebräuntes, aber frisches Gesicht wird von einem breitkrämpigen Strohhute fast verdeckt, ein seidenes Halstuch umschlingt in einem lockeren Knoten seinen Hemdskragen, offenbar mehr der Sitte zu liebe als zum Schutze, seine unbeschuhte Hand hält einen kräftigen Ziegenhainer ohne kostbar künstlichen Griff in moderner Weise, auf seinen Stiefeln streiten Strafsenstaub und Morgentau um den Platz. Was schaut er so sinnend ins Wasser?

In der hellen Felsenwelle

Schwimmt die muntere Forelle,

und er spricht zu ihr:

Sei du meine Lehrerin:

Lehre mir den leichten Sinn,

Über Klippen wegzuhüpfen,

Durch des Lebens Drang zu schlüpfen,

Und zu gehn, ob's kühlt, ob's brennt,

Frisch in jedes Element. —

Er geht weiter; wir folgen ihm heimlich, wie er einer steilen Schneise nachsteigt. Da kommt ihm ein strammer Bursche entgegen mit Flinte und Jagdtasche. Jauchzend singt er ihm zu:

Es lebe, was auf Erden

Stolziert in grüner Tracht,

Die Wälder und die Felder,

Die Jäger und die Jagd. —

Bald biegt er in ein Seitenthal hinein:

Eine Mühle seh' ich blicken

Aus den Erlen hinaus;

Durch Rauschen und Singen

Bricht Rädergebraus.

Mit schalkhaften Blicken tritt unser Wanderer hinan:

Guten Morgen, schöne Müllerin!

Wo steckst du gleich das Köpfchen hin,

Als wär' dir was geschehen?

Verdriefst dich denn mein Grufs so schwer?

Verstört dich denn mein Blick so sehr?

So muss ich wieder gehen. —

Die Sonne steigt immer höher und fordert zur Rast auf:

Im Krug zum grünen Kranze,

Da kehrt' ich durstig ein.

Da safs (der) Wanderer drinnen

Am Tisch bei kühlem Wein

Ich that mich zu ihm setzen,

Ich sah ihm ins Gesicht,

Das schien mir gar befreundet,

Und dennoch kannt' ich's nicht.

Da sah auch mir ins Auge

Der fremde Wandersmann

Und füllte meinen Becher

Und sah mich wieder an.

Hei, wie die Becher klangen,

Wie brannte Hand in Hand! —

Doch wir dürfen dem Wandersmann nicht weiter folgen; die Stunde ruft uns mahnend zurück, wo man uns schon ungeduldig erwartet. Aber unterwegs klingt es in unsern Gedanken weiter:

Ich sah ihm ins Gesicht,

Das schien mir gar befreundet,
Und dennoch kannt ich's nicht!

Wie viel Tausenden Deutschen ist der Wanderer gar befreundet, und dennoch kennen sie ihn nicht! Wohl haben sie seine Lieder gesungen und singen gehört zu tausend und aber tausend malen, aber sie haben nur gefragt, wer die Tonweisen geschaffen habe, und sie haben dann Franz Schubert, Konradin Kreutzer und andere viel genannte Namen nennen hören und haben darüber vergessen, nach dem Namen des Dichters zu fragen, dessen Lieder jenen so entzückende Tondichtungen eingegeben haben, und wenn sie ihn doch erfahren haben, so haben sie arglos den bescheidenen Namen W. Müller zu den unzähligen gleichlautenden Namen geworfen und dort vergessen. Und wie treffend passt doch Uhlands Wort auf ihn:

Deines vollen Herzens Triebe
Gieb sie keck im Klange frei!

Aber nicht immer sprudelt der Mund unsers Wanderers über von des Lebens Lust. Auch des Lebens Leid erfasst ihn und treibt ihn in die Einsamkeit:

Was vermeid' ich denn die Wege,
Wo die andern Wanderer gehn? —

Nicht blofs für den kecken Jäger, den munteren Müllerknappen hat er Aug' und Ohr offen, auch für Gestalten mitleidsbedürftigen Elends:

Drüben hinterm Dorfe
Steht ein Leiermann,
Und mit starren Fingern
Dreht er, was er kann. . . .
Keiner mag ihn hören,
Keiner sieht ihn an,
Und die Hunde brummen
Um den alten Mann
Wunderlicher Alter!
Soll ich mit dir gehn?
Willst zu meinen Liedern
Deine Leier drehn? —

Auch ihm sind Herzenswunden geschlagen:
Manche Thrän' aus meinen Augen

Seh' ich fallen in den Schnee;
Seine kalten Flocken saugen
Durstig ein das heifse Weh. —

Man darf wohl sagen, dass in der gegenwärtigen Zeit W. Müller mehr gesungen als gelesen wird, gewiss ein großer Erfolg für einen Lyriker; aber man wird ihm damit nicht vollständig gerecht. Es bleibt bei ihm noch eine Menge von Gedichten übrig, die eben wegen ihrer Menge oder auch wegen geringerer Sangbarkeit keine Componisten gefunden haben und doch an dichterischem Werte den componierten nicht nachstehen. Außerdem bleiben noch zwei Gattungen zu erwähnen, die besondere Beachtung verdienen.

Zunächst seine dreihundert Epigramme. Epigramme soll man nicht der Folge nach durchlesen, sondern soll in ihnen hin und her lesen. Greifen wir ohne langes Suchen einige heraus:

Recht und Liebe.

Das Recht sagt: Jedem das Seine!

Die Liebe: Jedem das Deine!

Der Schneeball.

Der Schneeball und das böse Wort,

Sie wachsen, wie sie rollen fort:

Eine Handvoll wirf zum Thor hinaus,

Ein Berg wird's vor des Nachbars Haus.

Gebet ohne Arbeit.

Faul in der Arbeit, fleißig im Beten:

Orgelspiel ohne Balgentreten.

Natürlich sind nicht alle dreihundert von gleichem Werte; aber im ganzen, dünkt mich, erinnern sie in Gesundheit der Gesinnung und in Kraft des Ausdrucks an die Kernsprüche Logaus, dem nach meiner Kenntnis kein anderer deutscher Epigrammatist den ersten Rang streitig machen kann.

Ganz besonders verdienen ferner die Griechenlieder, wo sie in Vergessenheit geraten sein sollten, derselben wieder entrissen zu werden. Freilich bilden die sechs Jahrzehnte, die uns von der Zeit ihrer Entstehung scheiden, ihrem Inhalte nach eine viel weitere Kluft, als ein solcher Zeit-

raum an sich grade sein muss. Wir haben dahin von unsern jetzigen Anschauungen aus eine Brücke über das moderne Griechenland zu schlagen; dagegen sind die Tausende von Jahren, über welche der Dichter sich aus dem antiken Griechenland in die Heldenkämpfe der zwanziger Jahre versetzte, für die innere Teilnahme nur eine Spanne Entfernung. Überdies ist das gegenwärtige Leben Deutschlands mit einem Inhalte erfüllt, welchem gegenüber jene Zeit eine trostlose Öde und Leere zeigt. Die Begeisterung, in welcher der Dichter in seinem Jünglingsalter als Freiwilliger an den Kämpfen von 1813 und 1814 teilgenommen hatte, fand wenige Jahre nachher in seinem eigenen Vaterlande keinen Raum; sie floss über in den Strom des Philhellenismus, in welchem damals alle idealeren Bestrebungen auf politischem Gebiete fast ihren einzigen Ausdruck fanden und auch endlich eine solche Kraft gewannen, dass schliesslich hier wenigstens die eigensüchtige und kurzsichtige Cabinetspolitik der Restauration sich vor der Macht des Gedankens beugen musste. Lesen wir unter diesem Gesichtspunkte die Griechenlieder des so jung verstorbenen Dichters, so fesselt uns nicht blofs die dichterische Gestaltung seiner durch den Geist des antiken Hellas genährten Empfindungen, sondern es wirkt der Adel der Gesinnung, der mannhafte Mut, der sich in ihnen ausspricht, gradezu erhebend, und um so entschiedener, je mehr man sich den Zustand der Versumpfung vor Augen stellt, in welchen die großen Angelegenheiten der Völker und Staaten nach der Erhebung der Freiheitskriege geraten waren, und je mehr man sich erinnert, dass diese Lieder nicht aus den Abstractionen eines blofsen Stubengelehrten hervorgegangen sind, sondern aus dem vollen Herzen eines im Kriege und in langen Reisen durch Italien an Gesinnung erstarkten und an Weite des Blickes bereicherten Mannes hervorgequollen. — —

Wenden wir uns nun zu Platen, so habe ich schon bemerkt, dass sich in dem Gegensatze

zu W. Müller auch sein Dichtergenius meiner Vorstellung in eigenartiger Personification aufgedrängt hat. Wir suchen ihn jedoch nicht auf der staubigen Heerstrafse als Wanderbursche oder in den Bergen als Waldhornist seine fröhlichen Lieder in die freie Welt hinaussingend, sondern es ist uns, als müssten wir ihm in seinem selbstgeschaffenen Heim unsern Besuch abstatten. Wir finden ihn in einer nicht grofsartigen, aber in edelm Stile erbauten Villa, die unsere Phantasie unwillkürlich an einen Golf der italienischen Küste verlegt. Seine Erscheinung macht sofort den Eindruck, dass er nicht in kleinen Verhältnissen aufgewachsen sein kann. Man erkennt sogar an seiner Kleidung, dass er nichts unbeachtet lässt, alles mit bewusstem Geschmacke wählt. Er empfängt uns freundlich, wohlwollend, ja herzlich, aber in seinem Wesen ist doch etwas — wie soll man sagen? — Vornehmes? Als Dichter kennt er den Grafen nicht, will ihn nicht kennen; aber doch zieht sich unwillkürlich zwischen ihm und uns eine Schranke, die eine so vertrauliche Annäherung nicht gestattet, wie bei unserm heitern, oft sogar ausgelassenen Sänger mit dem Wanderstabe. Ja, vornehm ist er, aber auch im edelsten Sinne des Wortes, nicht blofs, weil er alles, was nur im mindesten nach Gemeinheit und Roheit aussehen könnte, in weitester Ferne hält, sondern mehr als das, stets erfüllt von dem edelsten Streben, begeistert für das Höchste und Erhabenste im menschlichen Leben und dabei frei von allen Ausschreitungen des Lebens, wie das minder streng urteilende achtzehnte Jahrhundert es denen leicht gestattet hatte, die in Wirksamkeit oder Stellung sich über die Durchschnittshöhe des bürgerlichen Lebens erhoben. Er führt uns durch die verschiedenen Räume seines Sabinums. Hier glauben wir uns in den Orient versetzt, dort in das früheste Mittelalter germanischen Lebens, hier unter die klassischen Gestaltungen des griechischen und römischen Altertums, dort erblicken wir die bunteren Formen und Farben des neueren Italiens,

und dort wiederum mit Aristophanischer Laune geschaffene phantastische Bilder. Überall prägt sich die Freude des Hausherrn an stilgerechter Harmonie aus, aber nicht mit jener modernen Pedanterie, welcher sklavische Nachahmung einer abgestorbenen, mitunter nur vorausgesetzten Vergangenheit für stilvoll gilt, sondern in freier Aneignung und Verarbeitung, in welcher des Schaffenden eigenste, innerstes Wesen zur vollen Geltung kommt und dadurch zugleich die bunten Gegensätze, denen wir auf unserm Gange begegnet sind, zu einem einheitlichen Ganzen verknüpft.

Und doch — gestehen wir es uns — allen ungewöhnlichen Anregungen, die hier auf uns wirken, können wir uns doch nicht mit ganzer Unmittelbarkeit hingeben. Wir glauben, das übliche Maß von allgemeiner Bildung mitgebracht zu haben, aber öfter bemerken wir, dass das doch nicht ganz ausreicht, um alles, was wir sehen und hören, nicht bloß dem Inhalte, sondern auch manchmal der Form nach ganz zu verstehen und voll zu würdigen, und es lässt sich auch nicht alles sogleich erfassen.

Wenn wir nun scheiden, nehmen wir die Erkenntnis und das Gefühl mit, dass wir uns in einer ebenso tief edeln wie geschmackvollen Umgebung bewegt haben, aber wir können zugleich nicht ganz die unbehagliche Empfindung unterdrücken, dass wir uns nicht so recht frei und natürlich bewegen konnten. Wir haben inhaltsreiche Eindrücke empfangen, durch die wir uns nachhaltig gehoben und gefördert fühlen; aber wir haben sie bei sonst empfänglichem Sinne doch auch nicht mit der vollen Frische einer unvermittelten Wirkung hingenommen. Werden wir öfter, werden wir jedesmal gerne wieder hingehen? Es gehört vielleicht eine kleine Überwindung dazu, wie uns ja auch im täglichen Leben jeder Besuch einige Überwindung kostet, wo wir nicht sogleich vollkommene Fühlung bekommen haben; aber lassen wir uns dadurch nicht abhalten! Je öfter wir uns dazu entschließen,

desto weniger merken wir das Befremdliche und Ungewohnte, desto mehr erkennen wir in der edeln Schale den edeln Kern. Wenn wir dabei gelegentlich uns die für ein volles Verständnis zunächst fehlenden Kenntnisse aneignen, so finden wir in dieser Erweiterung unseres Wissens einen neuen Genuss, der dann unter der Beleuchtung durch die Dichtung auch eine belebende und erquickende Wärme gewinnt.

Platen ist kein Dichter von Gottes Gnaden im höchsten Sinne des Wortes; aber wenn wir von seinen früheren Dichtungen absehen, durch die er der romantischen Schule nahe steht, so vertritt er die Classicität im besten Sinne des Wortes, strenge in seinen Ansprüchen an die dichterische Form, untadelich in Erfüllung derselben, edel und vornehm in seinen Anschauungen und Grundsätzen. Die 89 Lebensregeln, die Platen als zwanzigjähriger Jüngling niederschrieb, zunächst für sich, ihrem Werte nach aber für alle jungen, ja sagen wir auch für alle älteren Männer, die noch fähig und geneigt sind an sich zu arbeiten, bieten eine reiche Schatzkammer praktischer Lebensweisheit, wenn auch nicht jeder Gedanke unantastbar ist, namentlich in den metaphysischen und dogmatischen Anschauungen, von denen er ausgeht. Hier konnte ich aber nicht unterlassen, besonders darauf hinzuweisen, weil nach meinem Dünken in ihnen ein Schlüssel enthalten ist, um Platen nicht bloß als Mensch, sondern auch als Dichter zu verstehen und zu würdigen. Er erzwingt durch seine Eigenschaften gradezu unsere Achtung, so wenig sie zugleich eine vertrauliche Annäherung erleichtern. Wenn in seinem „Los des Lyrikers“ offenbar ihm „des Liedes leichter Takt“ viel weniger gilt als des Lyrikers „körniger Tiefsinn“, so deutet er damit, ohne es zu wollen, auf seine eigene Schwäche hin. Die vollkommene Dichtung bietet uns Natur und Kunst in einem Gleichgewichte und einer Verschmelzung, dass der Übergang von dem einen zum andern und der Gegensatz beider nicht zu erkennen sein darf; bei Platen hat die Kunst das

Übergewicht, diese aber zugleich in solcher Vollkommenheit, dass sie jedesmal neuen Genuss gewährt, wenn man erst Stellung zu ihm gefunden hat. — —

Wir haben neben W. Müller und Platen auch Karl von Holtei heute einen Platz angewiesen, da er in demselben Jahrzehnt geboren ist. Es soll damit nicht seine Bedeutung in dem deutschen Dichterwald bezeichnet, aber doch ein Zoll der Dankbarkeit entrichtet werden für die volkstümlichen Lieder, mit denen er seiner Zeit in die weitesten Kreise gedrungen ist und sich teilweise auch dort erhalten hat. „Der alte Feldherr“ und „Leonore“, denen die beiden heute zu singenden Lieder entlehnt sind, gehören den Jahren 1826 und 1828 an. Beide Werke sind Früchte und Kennzeichen ihrer Zeit, nicht in gleicher, aber doch ähnlicher Weise wie W. Müllers Griechenlieder. Mir sind hierdurch zwei Er-

innerungen wach geworden, die ich nicht unterdrücken mag. „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze“, dies Wort ist wohl mehr als Entschuldigung dafür. In den dreißiger Jahren fand man in manchen Häusern Oldenburgs das Bild Rösicke's als Wallheim. Sein Mantellied hat hier wie früher in Berlin viele zu Thränen gerührt. — Der Dichter selbst hat als Darsteller auf der Bühne keine bedeutende Anerkennung zu finden gewusst. Meines Wissens war er aber der erste, der als Vorleser ganzer Dramen auftrat und vorzugsweise Shakespeare las. Er las hier am 11. April 1847 den Coriolan mit musterhafter Dramatik und scharfer Charakteristik, besonders in den Volksscenen. Damals war Palleske hier als Anfänger an unserer Bühne; vielleicht hat Holtei diesem für seine spätere praktische Laufbahn durch jene Vorlesung den Weg gewiesen.

Anm. Zum Schlusse der Feier wies der Direktor auf einen von Dessau ausgegangenen Aufruf hin, in welchem zur Unterstützung eines für W. Müller geplanten Denkmals aufgefordert wird; es sei in der Vorhalle eine Büchse aufgestellt, in welche jeder, der sich dazu gedrungen fühle, für das Denkmal ein Scherflein legen könne. Es fanden sich in der Büchse 59 \mathcal{M} . 70 \mathcal{S} ., wozu in unmittelbarer Anregung durch die Feier bis jetzt noch 15 \mathcal{M} gekommen sind.